

Sternen der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation:
Missionäre Böhne des heiligsten Herzens Jesu.

Preis ganzjährig: Oesterreich 2 50 B., Deutschland 2 Mark, Italien 6 Lire, Ungarn 2 50 Pengö, Tschechoslowakei 12 Kč, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2 50 Franken, übriges Ausland 2 Goldmark.

Unser Heiliger Vater Pius XI. hat wie schon früher Papp Pius X. der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden täglich heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brunn, Graz, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Warburg, Trient, Triest und Wien und Druckerlaubnis des Generalobern.

Heft 4.

April 1932.

XXXV. Jahrgang.

Ein Palmzweig auf das Grab des Bruders Heinrich Sendker, F. S. C.

Von P. Josef Weiller.

Nunmehr hat der Tod unter unseren in Transvaal stationierten Missionären das erste Opfer gefordert; es ist der Laienbruder Heinrich Sendker, der wohl vorbereitet durch den Empfang der heiligen Sterbesakramente am 2. Dezember letzten Jahres auf der Farm Maria-Trost bei Lydenburg im Herrn entschlafen ist. Erbaulich wie sein Tod war auch sein Leben, von dem er über dreißig Jahre teils in unserer ehemaligen Sudanmission, teils in der Präfektur Lydenburg zugebracht hat. Reich an Wechselfällen aller Art, ist sein Leben mit der Geschichte unserer Kongregation und Mission eng verknüpft, weshalb es interessieren dürfte, dasselbe etwas näher kennenzulernen.

Heinrich Sendker wurde im Jahre 1867 zu Freckenhorst bei Münster in Westfalen von katholischen Eltern geboren. Dort besuchte er auch die Volks- und Fortbildungsschule und ging darauf bei einem Schreinermeister in die Lehre. Als er nach dreieinhalb Lehrjahren die Gesellenprüfung bestanden hatte, hielt es ihn nicht länger mehr in seiner Heimat. Um sich zum Meister auszubilden, ging er deutscher Sitte gemäß in die Fremde; dies tat er um so lieber, weil das Wandern seine Lust, und er von einem

lebhaften Drang beseelt war, fremde Länder und Völker durch eigene Anschauung kennenzulernen. Sicherlich sah er das Ende seiner Wanderjahre nicht voraus, ja er ahnte nicht einmal, daß er bald darauf die Welt verlassen und ins Kloster gehen werde. Und doch war dies der Fall. Seine Reisen ins Ausland waren für ihn der Weg in den Ordensstand und in die Negermission. Als wandernder Geselle hatte er schon an manchen Orten in Süddeutschland und in den deutschsprechenden Ländern Oesterreichs und der Schweiz gearbeitet; da führte ihn sein Wandertrieb über Ungarn und den Balkan weiter nach Palästina, wo er mit noch zwei anderen deutschen Gesellen, zweifellos Wandervogel wie er, die aus der Bibel bekannten heiligen Stätten nacheinander besuchte. Wie er später selbst eingestand, machten besonders die Leidensstätten des Herrn in Jerusalem und die dort von den Franziskanern jeden Freitag abgehaltene Kreuzwegandacht, der er regelmäßig beiwohnte, auf ihn einen tiefen Eindruck und weckten in ihm ernste Erwägungen über das Erlösungswerk und die Nachfolge Christi wie über die Vortrefflichkeit und Erhabenheit des Ordensstandes. Doch kam er damals noch nicht zu einem be-

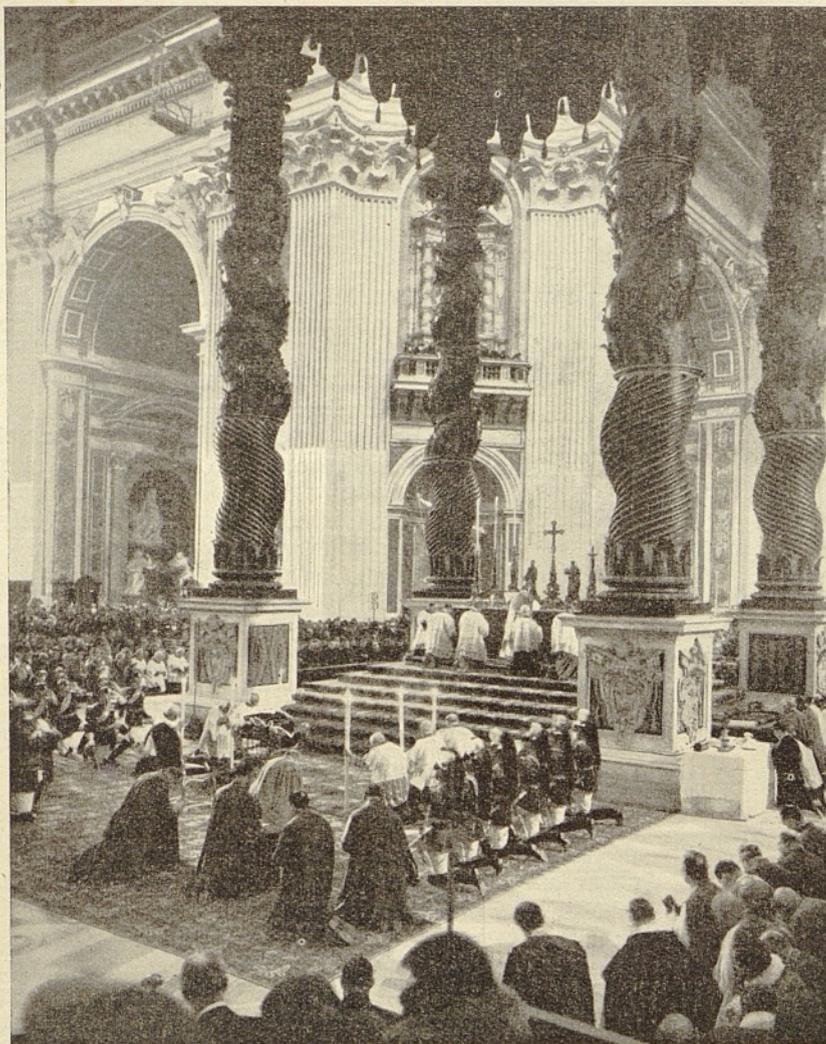
stimmten Entschluß und einer endgültigen Lösung der für ihn so wichtigen Berufsfrage. Dazu gelangte er auf der nun folgenden und letzten Wanderungsetappe.

Vom Heiligen Land aus reiste er nämlich, teils per Schiff, teils auf Schusters Rapsen, nach Ägypten, um auch dieses Wunderland und den geheimnisvollen Nilstrom, ferner die uralten Pyramiden, die weltberühmte Sphinx und die vielen anderen Kunstdenkmäler und Sehenswürdigkeiten aus alter und neuer Zeit mit eigenen Augen anzuschauen. In Kairo, der Hauptstadt des Pharaonenlandes, angekommen, erhielt er durch Vermittlung eines österreichischen Arztes in unserer ehemaligen Negerkolonie Gesirah gastliche Aufnahme und Unterkunft, was er damit vergalt, daß er nur gegen eine ganz mäßige Entlohnung in der dortigen Schreinerwerkstätte bei der Arbeit mithelfen wollte. Eine freudige Überraschung war es für ihn, daß er dort mit zwei deutschen Laienbrüdern zusammentraf, die er früher im Gesellenvereinshaus in München kennengelernt hatte und die nun als Missionäre für das Wohl der Neger tätig waren. Im täglichen Verkehr mit ihnen erlangte er einen immer besseren Einblick in die Mission des Sudan und in die dazugehörige, wenn gleich weit entfernte Negerkolonie. Die letztere war im Jahre 1885, als infolge der Eroberung des Sudan durch die mahdistischen Horden dieses Land der englischen Herrschaft entrisen wurde und die Missionäre mit dem gesamten Missionspersonal nach Ägypten flüchten mußten, gegründet worden und befaßte sich seitdem, unter ausdrücklicher Genehmigung des Heiligen Stuhles, mit der Christlichmachung der besonders damals zahlreich in Ägypten lebenden Neger. Was Sendker vor allem gesiel, waren die christlichen Neger, die in den Werkstätten der Kolonie arbeiteten unter der Aufsicht und Leitung sachmännisch gebildeter Laienbrüder, deren Aufgabe darin bestand, den schwarzen Krausköpfen ihre Kenntnisse und Fertigkeiten im Handwerk beizubringen und sie so instandzusetzen, später auf ehrbare Weise, d. h. durch ihrer Hände Arbeit, sich den täglichen Lebensunterhalt zu erwerben. Die Erfolge dieser Schulung im Handwerk blieben nicht aus. Manche Neger hatten, sei es im Schreiner-, Schneider-,

Schuster-, Schmiede- oder Buchbinderhandwerk, eine solche Fertigkeit erlangt, daß ein europäischer Handwerker sich ihrer Arbeiten nicht zu schämen brauchte.

Nicht weniger befriedigte ihn der sonntägliche Gottesdienst der Kolonie, wobei die Neger und Negerinnen arabische Lieder sangen, und dies mit solcher Genauigkeit und Andacht, daß jedermann sich daran erbauen konnte. Was ihn auch sehr anheimelte, waren manche Kirchenlieder, die ein Missionär mit unveränderter Melodie aus dem Deutschen ins Arabische übertragen hatte.

Alle diese Umstände brachten es mit sich, daß Heinrich Sendker bezüglich seines Berufes endlich mit sich ins reine kam. Es reiste in ihm der Entschluß, in die Kongregation der Söhne des heiligsten Herzens Jesu einzutreten und sein Leben der Bekehrung der Neger des Sudans zu weihen. Er teilte zunächst dem Oberen der Kolonie sein Vorhaben mit, der nach Erwägung der näheren Umstände ihn nur darin bestärken konnte. Auf dessen Anraten richtete er an den in Verona residierenden Generaloberen der Kongregation ein Aufnahmegesuch, das auch alsbald erwidert wurde und die Erlaubnis zum Eintritt in das kurz vorher für die deutschen Missionskandidaten in Milland bei Brixen eröffnete Noviziat enthielt. Ohne Verzug reiste Heinrich Sendker nach Deutschland, um zunächst seine beiden noch lebenden Eltern zu begrüßen und ihnen seinen Entschluß und Lebensplan mitzuteilen. Diese erkannten darin den Ruf Gottes zu einem vollkommenen Leben und erklärten sich, wenn gleich schweren Herzens, damit einverstanden. Wenige Tage darauf nahm er von ihnen Abschied und reiste nach Milland, um dort die zweijährige, nach den Regeln der Kongregation vorgeschriebene Probezeit zu beginnen. Sie war für ihn eine Zeit der Einsamkeit und der geistigen Sammlung, während welcher er in das Ordensleben eingeführt wurde und die geistlichen Übungen seine Hauptbeschäftigung ausmachten. Wer erwägt, daß ein von der Welt zurückgezogenes, in stetem Gehorsam gegen die Ordensregel und die Verordnungen des Novizenmeisters dahinfließendes Leben, wie es das Noviziat ist oder wenigstens sein soll, den natürlichen Neigungen des Menschen widerstreitet, der wird nicht zweifeln kön-

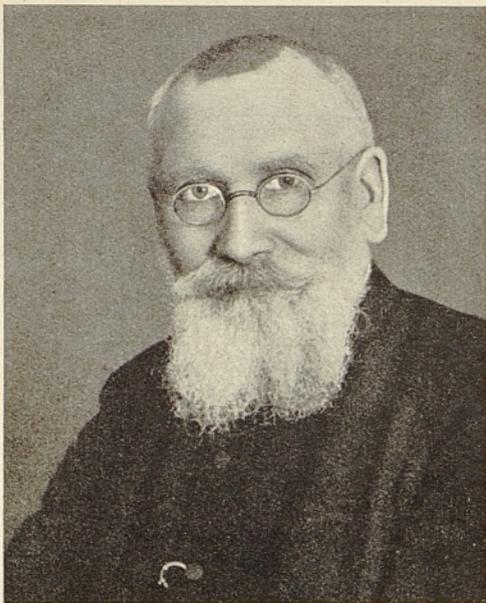


Pius XI. bei der Feier der heiligen Geheimnisse am Papstaltar der Peterskirche.

nen, daß ein vielgereister Mann, der vorher die goldene Freiheit in vollen Zügen genossen hatte, gar manche Unstimmigkeiten und innere Kämpfe überwinden mußte. Doch vermochten diese Prüfungen nicht, ihn von seinem erhabenen Berufe abwendig oder ihn auch nur darin wankend zu machen; sie dienten vielmehr dazu, ihn darin zu bestärken, und freudigen Herzens legte er am 18. November 1897 die religiösen Gelübde ab.

Die nächstfolgenden Jahre verblieb er in Mailand, wo er bei der Ausführung eines Neubaus zugleich als Zimmermann und

Schreiner eingestellt wurde und daher eine Fülle von Arbeit zu bewältigen hatte. Doch da traf ihn ein arges Mißgeschick. Während er einen Diphtheritisranken pflegte, wurde er selbst von dieser ansteckenden Krankheit befallen. Das Schlimme war, daß das Halsleiden auch seine Sehnerben angriff, und zwar derart, daß sein Augenlicht rasch abnahm und seine ungesäumte Übersführung in die Klinik zu Innsbruck geboten erschien. Als er nach einer für ihn nicht unbeschwerlichen Fahrt dort eingetroffen war, stellte der ihn untersuchende Arzt fest, daß



Dr. Heinrich Sendker, gestorben am 2. Dezember 1931
in Maria-Trost bei Lydenburg.

das kranke Auge herausgenommen und durch ein gläsernes ersetzt werden müsse, andernfalls sei zu befürchten, daß die Ansteckung sich auch auf das andere Auge fortpflanze und seine völlige Erblindung eintrete. Diese Eröffnung, so schmerzlich sie auch war, brachte unseren Kranken keineswegs außer Fassung. Mit männlichem Mut unterzog er sich der schwierigen Operation und ertrug die darauf sich einstellenden Schmerzen mit christlicher Geduld. So kam es, daß er nach einer zweimonatigen ärztlichen Behandlung die Klinik verlassen und ins Missionshaus zurückkehren konnte, um seine gewohnten Arbeiten wieder aufzunehmen. Ein halbes Jahr später rief ihn der Generalobere der Kongregation ins Mutterhaus nach Verona, wo er nicht bloß schreinernte, sondern auch die italienische Sprache so weit erlernte, daß er sich darin verständigen und sich ihrer sowohl in der Unterhaltung als auch in geschäftlichen Angelegenheiten glimpflich bedienen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Drei reumütige Schächer erobern sich den Himmel.

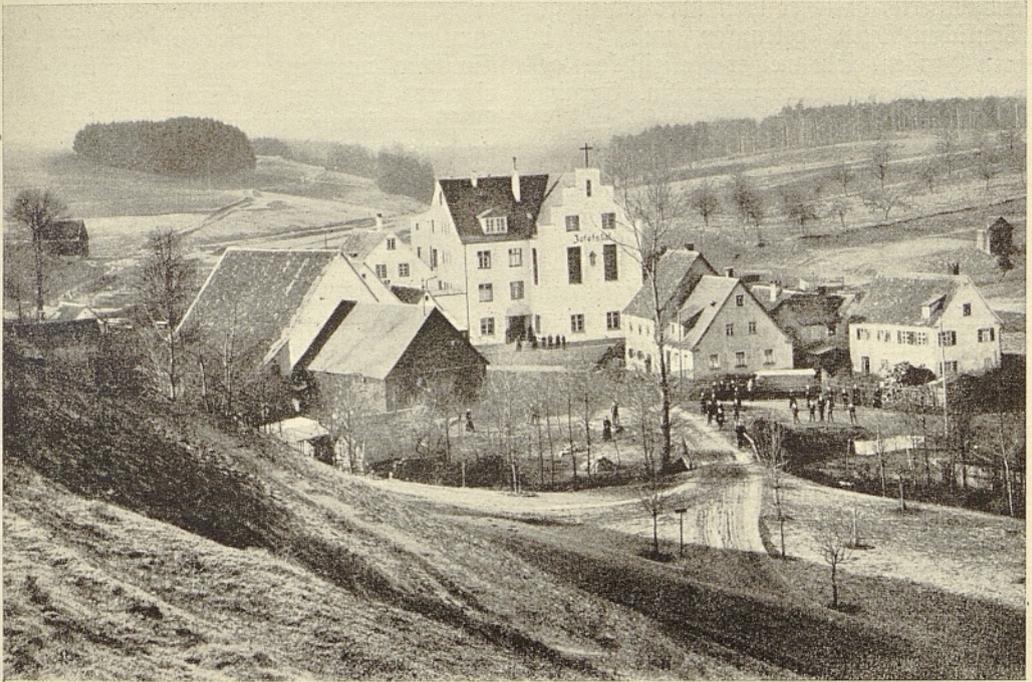
Von P. Bernhard Zorn.

(Schluß.)

Der Dritte, von dem ich erzählen will, hieß Steven Abel. Er war gewiß kein Heiliger; sonst wäre er nicht in das Gefängnis nach Barberton gekommen. Aber er besaß viele natürlich-gute Eigenschaften. Er zeigte eine friedfertige Gesinnung, eine ziemliche Bescheidenheit und eine gewisse Kraft gegenüber sittlichen Gefahren. Dennoch geriet er, wie so viele seiner Landsleute, auf die schiefe Ebene, sobald er, kaum dem Knabenalter entwachsen, in einer Kohlengrube Arbeit suchte und fand. Wer kennt nicht die Verlockungen zur Sünde, die einem unerfahrenen neuen Ankömmling in den Bergwerken drohen? Trotzdem hielt sich Steven Abel, dank seinen guten Charakteranlagen, lange Zeit von strafbaren Handlungen frei. Stets gelang es ihm, unter irgendeinem Vorwand rechtzeitig zu verschwinden, und doch wurde er schließlich ein Taugenichts. Wie kam das?

Hier in Südafrika gibt es außer Kohlenbergwerken auch Goldminen und Diamanten-

felder. Diese Edelmetalle erzeugen aber oft sehr gefährliche Leidenschaften, denen sowohl Weiße wie Schwarze, das heißt Europäer und Afrikaner, zum Opfer fallen. Erstere ziehen sich meist wieder aus der Klemme und bleiben unbestraft, letztere dagegen bleiben hängen und werden schwer bestraft. Abel hatte einige Freunde und Bekannte, die er fast jeden Sonntag besuchte. Er wunderte sich, daß jene bessere Kleider trugen als er; daß sie immer Geld hatten, wenn auch der Lohn tag längst vorüber war. Dann und wann zahlten sie ihm das Bier, das die Eingeborenen selbst herstellen. Wie der Bayer sein Bier, der Italiener den Wein und der Engländer den Whisky liebt, so auch der Neger sein einheimisches Getränk. Steven Abel legte immer mehr eine gefährliche Neigung zum Trinken an den Tag, und dies wurde ihm zum Verhängnis. Wie mußte er es nur anstellen, um wenigstens jeden Sonntag seinen Durst gründlich stillen zu können? Auf diese Frage gab er sich fol-



Missionshaus Josefstal bei Ellwangen (Gesamtansicht).

gende Antwort: Vor allem regelmäßig die Freunde besuchen. Mit ihnen zusammen war es ein billiges Vergnügen.

Jeder weiß, wenn der Alkohol ins Gehirn steigt, rinnt die Vernunft in den Bauch hinab. Daß auch die Zunge sich löst und manches ausplaudert, was sie ebenfalls besser hinunterschlucken sollte, ist ebenso bekannt. Steven Abel erfuhr auf diese Weise von seinen Freunden, daß sie viel Geld mit Goldschmuggel verdienten; ja mehr damit als mit ihren gewöhnlichen täglichen Arbeitsschichten. Wie stellten sie das an? Das war doch ein gar zu gefährliches Unternehmen für einen gewöhnlichen schwarzen Grubenarbeiter! Früher ging das noch leichter. Man suchte sich schwarze Freunde, frug sie, ob sie nicht dann und wann so gelbe Klumpen im Sande fänden, und sagte ihnen: diese schweren Steine hätten ja keinen Wert für Eingeborene; sie könnten dieselben doch nicht überall mitschleppen; für jeden etwas größeren Stein wolle man ihnen 2.50 Mark bezahlen; das sei mehr als hinreichend, sich jeden Sonntag seinen Bierdurst stillen zu können! — Und die armen Leute gingen

gern auf diesen guten Handel, auf diesen Schwindel ein.

Steven Abel erlernte bald das neue Handwerk. Nicht, als ob er selbst Goldklumpen entwendet und veruntreut hätte — in den Kohlengruben gab es solche ja nicht —; aber er spielte den Überbringer. Für die eigentlichen Diebe war es zu gefährlich, mit der Beute einige Meilen herumzureisen; sie hätten leicht entdeckt werden können. Steven Abel dagegen konnte keinem verdächtig erscheinen. Und so kam er jeden Sonntag von dem Orte, wo die Hessler wohnten, und er ging auch jeden Sonntag abend wieder dorthin zurück. Er konnte so am besten das unsaubere Geschäft ohne Risiko betreiben und das entwendete Gold jeden Sonntag mitnehmen und abliefern. Und er konnte an jedem Sonntage so viele 2.50 Mark für Bier erhalten, als er Goldklumpen abgeliefert hatte. Mitunter gab es auch kleine Diamanten. Dafür erhielt er den doppelten Preis. So lebten die Helden jahrelang wohlgenut und wohlgenährt. Aber „der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht!“.

Eines Sonntags, als Abel in der Nacht

heimstolperte, hatte er weit über seinen gewöhnlichen Durst getrunken und fiel in einen Graben. Ein weißer Polizist kam gerade des Weges und bemerkte ihn. Er ging auf ihn zu und wollte ihn verhaften. Es war eine helle Mondnacht. Doch was fand er noch außer dem Betrunkenen? Gelbliche Steinbrocken, die während des Herumstolperns dem Neger aus seinem Bündel gefallen waren. Dies ereignete sich in der Nähe von Johannesburg. Der Polizeimann sammelte alles, band es, so gut es eben ging, wieder in den alten Fetzen Tuch, aus dem es wahrscheinlich herausgefallen, und sagte dem Gefangenen, er solle mit ihm nach Hause gehen. Allein würde er doch kaum mehr den Weg finden. Steven ging, so gut oder schlecht er es vermochte, mit. Unterwegs wurde er, da die Nacht kühl war, wieder ganz nüchtern und erkannte bald, daß er in eine Falle geraten war. Auch erinnerte er sich wieder an die Post, die er noch in dieser Nacht hätte abliefern sollen und die er leider verloren hatte. Nicht ahnend, daß alles gut in den Händen seines neuen Schutzengels aufbewahrt war, ging er bald vor, bald neben demselben, bis zur nächsten Polizeistation. Dort erhielt er für den Rest der Nacht ein bescheidenes Quartier. Tags darauf wurde er zu mehreren Herren geführt, die ihm unbekannt vorkamen.

Diese fragten ihn kreuz und quer über alles Mögliche und Unmögliches aus. Er antwortete ziemlich getreu und genau auf alle Fragen. Noch war er nicht so tief heruntergekommen, aber das Ende war, daß er für einige Jahre eingesperrt wurde. Auch mehrere seiner Mitschuldigen wurden später verhaftet und eingesperrt; doch nicht zusammen mit ihm.

Der weiße Hauptschuldige log sich natürlich tapfer durch. Er habe ja selbst Schmelzgold an mehreren Stellen seiner Besitzungen und wisse nichts von dem Treiben dieser verhafteten Neger; alles sei Lug und Trug. Er hatte recht — mußte ja recht haben als Europäer, wie immer in solchen Fällen! Steven Abel verbüßte seine Strafzeit in Middelburg.

Als er wieder auf freien Fuß gesetzt wurde, kehrte er zu seiner Grube zurück, stellte sich unter einem andern Namen vor

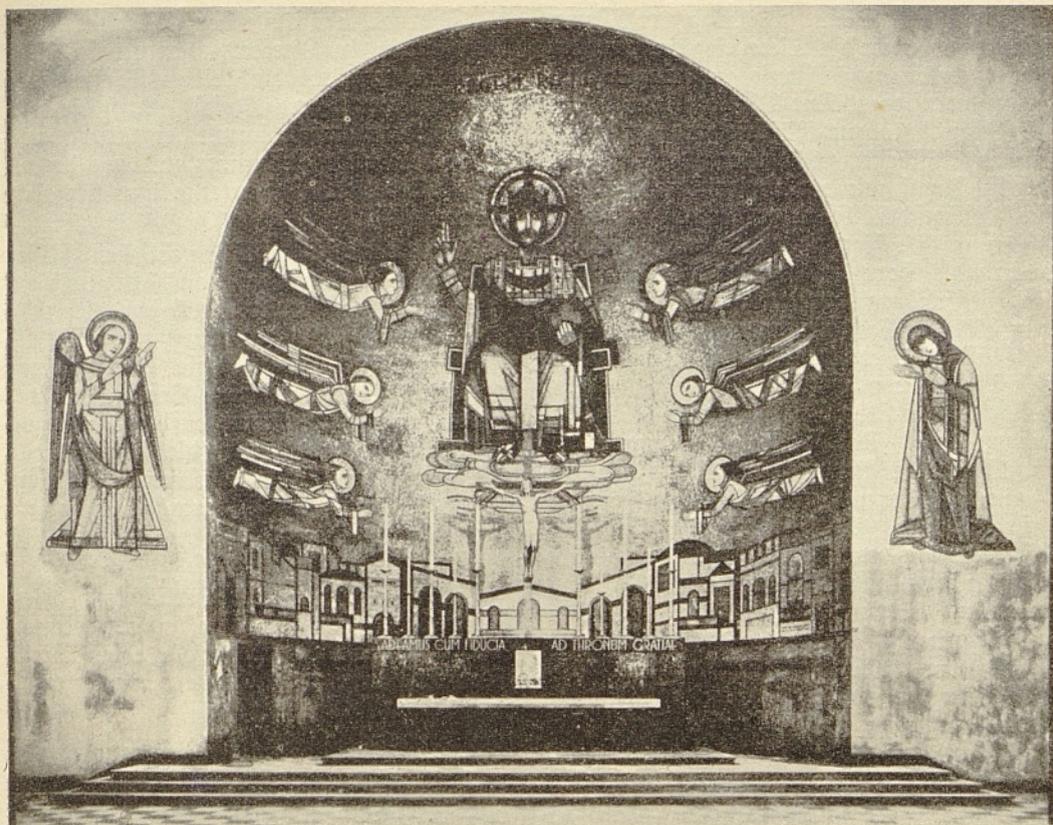
und wurde wieder aufgenommen. Aber von nun an bezog er seine Groschen für den Sonntagsdurst anderswoher. Er hatte aus eigener Erfahrung gelernt, daß mit den Weißen nicht gut Kirscheneffen sei. Aber er dachte noch etwas weiter. Ist es den Weißen erlaubt, für Tausende von Pfund Gold zu hamstern, warum soll es dann einem Bürger des Landes nicht erlaubt sein, hie und da aus einem vollen Laden einige notwendige Kleider, Erwaren und sonstige brauchbare Gegenstände zu nehmen? An Abenden, wo so viele Kunden herumstanden und scherzten, war das leicht. Was er nicht für sich selbst brauchte, konnte er ja billig an seine Kameraden verkaufen und mit dem Erlös seinen Durst stillen. Es gelang ihm einigemal gut. Dann wurde er auf frischer Tat ertappt, angeklagt, verurteilt und wieder eingesperrt.

Diesmal nur für einige Monate. Er kam wieder heraus. Nach einem halben Jahr jedoch aus demselben Grunde wieder hinein. Und so ging es weiter, bis man herausbrachte, daß er schon zehnmal bestraft worden war. Und deshalb wurde er zuletzt auf unbestimmte Zeit eingesperrt — als unverbesserlich. Er kam nach Barberton, wo er mit etwa 240 Mitgefangenen Zwangsarbeit verrichten mußte.

Ich traf ihn hier im Gefängnis zum ersten Male im Jahre 1929. Er kam jeden Sonntag mit den anderen zum Katechismusunterricht und war sehr aufmerksam. Der Gefängniswärter und auch andere Angestellte bemerkten bald, daß Abel nicht einer von den Schlimmsten war, daß er mehr von andern verführt, als von sich aus zum Verbrecher geworden. Wegen seines schwachen Körperbaues und seiner schwachen Gesundheit schonten sie ihn, wo sie nur konnten.

„Es wäre wahrscheinlich ein gutmütiger und nützlicher Mensch aus ihm geworden, wenn er in seiner Jugend eine gute Erziehung gehabt hätte und später nicht unter böse Kameraden gekommen wäre“, sagte der Oberkerkermeister eines Tages zu mir, als wir über ihn sprachen.

Etwa drei Meilen von der Stadt entfernt hat die Regierung eine ziemlich große Fruchtfarm. Dorthin sendet man diejenigen Gefangenen, denen man mehr vertraut und



Ein gewaltiges Kirchen-Mosaikwerk „Christus König“ schuf Professor Eberz für St. Gabriel in München. Die Flächenausdehnung des Werkes beträgt 186 Quadratmeter. Die Figur des thronenden Christus ist 6 Meter hoch. Die sechs schwebenden Engel sind je 4 Meter lang. Das prachtvolle Werk besteht aus über zwei Millionen Mosaiksteinchen. (Atlantic.)

won denen man nicht fürchtet, daß sie Lust zum Entfliehen bekommen könnten. Auch Alte und Schwächliche und besonders jene, die Hoffnung auf Besserung geben. Steven Abel kam ebenfalls dahin. Nicht um dort zu arbeiten, sondern um jeden Morgen mit dem Milchwagen zur Stadt, zum Gefängnis zu fahren. Vier kräftige Maulesel zogen den Wagen. Bis Anfang Februar verjah Abel seinen Dienst zu voller Zufriedenheit aller. Eine besondere Regierungskommission, welche jedes Jahr einmal von Pretoria nach Barberton kommt und diejenigen begnadigt, die sich am besten aufgeführt haben und von dem Gefangenwärter besonders empfohlen wurden, begnadigte auch ihn. Er hätte im September entlassen werden und seine Freiheit wieder erlangen sollen.

Doch Gott, dessen Güte und Barmherzigkeit weit größer ist als die der besten Menschen und Freunde auf dieser Welt, hatte es anders bestimmt.

Am 7. Februar kam Abel wie gewöhnlich mit seinem Milchwagen von der Farm nach Barberton. Da, auf einmal wurden die Maulesel scheu und rannten mit dem Wagen quer über die Felder. Abel suchte sie zu beruhigen und den Wagen mit der Milch zu retten. Umsonst; es ging rasend weiter über Stock und Stein. Er sprang ab, um die scheuen Tiere aufzuhalten. Dabei geriet er zwischen die Räder. Der Wagen ging über ihn hinweg und brach ihm ein Bein. Aus der Ferne hatte man diese wilde Jagd mitangesehen. Auch ihren unglücklichen Verlauf. Man benachrichtigte die Behörden des

Gefängnisses. Diese sandten sofort Mannschaften aus, um die Tiere einzufangen, den Verwundeten nach Hause zu bringen und ihn zu verpflegen. Der Direktor kam wieder selbst per Auto zur Mission und bat mich, den Verunglückten zu besuchen; denn er habe sehnlichst nach mir verlangt und wünsche getauft zu werden, bevor er sterbe.

Ich möchte hier nochmals bemerken, daß dieser edle Herr selbst nicht römisch-katholisch ist, sondern der anglikanischen Kirche angehört; er hat sich jedoch schon verschiedene Male so edel und großmütig gezeigt, daß ich ihn sehr schätze und liebe und hoffe, daß ihm der liebe Gott alles einst reichlich lohnen wird. Der Verunglückte wurde auf Geheiß seines Vorgesetzten nicht zum Gefängnis, sondern zum städtischen Hospital gebracht, wo eine katholische Krankenschwester ihn verpflegen sollte. An diesem Tage tröstete und unterrichtete ich ihn und versprach, ihn am nächsten Morgen wieder zu besuchen. Ich würde ihn auch taufen und ihm die heilige Kommunion geben. Da jedoch eine unmittelbare Lebensgefahr nicht bestand, wartete ich noch einige Tage. Am

11. Februar, am Feste der Erscheinung der Unbefleckten in Lourdes, spendete ich ihm dann im Hospital die heilige Taufe. Von da an hieß er „Franz Josef“. Auch die erste heilige Kommunion konnte er empfangen, da er bei voller Besinnung und gut darauf vorbereitet war. Ich erteilte ihm noch den Sterbeablaß.

Gerne wäre ich bei ihm geblieben, bis er seine reine Seele ausgehaucht hätte; doch ein anderer dringender Krankenbesuch rief mich anderswohin. Es war kurz vor Mittag. Beim Verlassen des Hospitales hörte ich, wie die Behörden bereits seine Beerdigung festsetzten, und zwar schon auf 4 Uhr nachmittags. Da protestierte die sonst etwas schüchterne, noch junge Krankenschwester: „Aber ich denke, das ist unmöglich; er lebt ja noch!“ Wirklich lebte er noch bis 11 Uhr abends.

Er wird im Himmel sicherlich auch beten für mich, für das Gedeihen unserer Mission hier in Transvaal und für alle edlen Wohltäter derselben. Das hat er mir feierlich versprochen!

Der Diener Gottes Daniel Comboni.

(Fortsetzung.)

10. Der Gründer. Combonis Werbereisen hatten trotz der vielen Enttäuschungen sehr beachtenswerte Ergebnisse gezeitigt. Vor allem war es ihm gelungen, die Missionsvereine in Köln und Wien dauernd mit der zentralafrikanischen Mission zu verknüpfen. Der Wiener Marienverein gab die bindende Zusicherung, künftighin den Combonischen Instituten alle seine Einnahmen zuzuwenden, und der Kölner Verein schenkte die stattliche Summe von 20.000 Franken mit dem Versprechen, sechs Jahre hindurch seine Einkünfte zur Verfügung zu stellen. Um jene Zeit dachte der unermüdete Bettler für Christus auch allen Ernstes daran, eine Sammelreise nach Amerika zu unternehmen, von der er sich innerhalb zweier Jahre eine halbe Million Franken erhoffte. Doch Canossa, sein Bischof, wider setzte sich diesem Vorhaben, und Comboni gehorchte wie immer. Statt nach Westen hatte er sich nach Osten gewandt und Ungarn, Polen,

Rußland bereist, wobei er bis Petersburg und Moskau gelangt war. Nach fast einjähriger Abwesenheit sah er im November 1871 sein geliebtes Verona wieder. Der geldliche Ertrag seiner Werbetätigkeit belief sich auf 80.000 Lire. Mit diesen Unterstützungen konnten nicht nur die Institute in Ägypten lebensfähig erhalten, sondern auch die unmittelbare Zukunft seines Missionsseminars, das inzwischen ein eigenes Heim erhalten hatte, sichergestellt werden.

Schon im August des Jahres 1870 hatte Comboni den Ankauf des Hauses Caobelli ins Auge gefaßt, das neben der bischöflichen Studienanstalt lag und somit den angehenden Missionären größte Leichtigkeit zum Besuche der Schule bot. Den Kaufpreis — 16.600 Lire — wollte der Diener Gottes durch seine Vorträge aufbringen. Allein kurze Zeit nach seiner Abreise von Verona kam ihm die Vorkehrung in außergewöhnlicher Weise zu Hilfe. Durch Vermittlung



Der Reliquienschein des hl. Albert des Großen in der Andreaskirche zu Köln. Unser Bild zeigt die Übertragung des Schreines in den Dom bei Gelegenheit eines dort abgehaltenen Triduums zu Ehren des neuen Heiligen. (Atlantic.)

und Empfehlung geistlicher Freunde erhielt er von dem wohlthätigen Kaiser Ferdinand I., der nach seiner im Revolutionsjahr 1848 erfolgten Abdankung in Prag lebte, und dessen Gemahlin Maria Anna, einer Tochter Viktor Emanuels I. von Sardinien, die wahrhaft fürstliche Gabe von 20.000 Lire. Mit jubelerfüllter Seele hat nun Comboni in einem vom 2. Jänner 1871 datierten Briefe seinen Oberhirten, die Kaufverhandlungen, die von dem Seminar-direktor Dorigotti geführt wurden, alsbald genehmigen zu wollen. In der Tat konnte bereits am 31. Jänner 1871 der Kaufvertrag abgeschlossen werden. Die Ämter eines Direktors, Verwalters und Spirituals in dem wiedererstandenen Missionsseminar sollten die drei Professoren der Diözesan-Lehranstalt Bacilieri, Casella und Fiorentini übernehmen. Wie trefflich Comboni gewählt hatte, bewies die Folgezeit. Bacilieri wurde Bischof von Verona und Kardinal und Fiorentini war durch fast 25 Jahre Direktor des Priesterseminars. Doch auch dieser Plan des Unsern fand nicht die Zustimmung Canossas, der vielmehr zum Direktor des Missionsseminars den Kuraten

der Stadtpfarrei St. Paul namens Anton Squaranti ernannte. Dieser fromme, demütige und kluge Priester besaß das volle Vertrauen seines Bischofs.

Die von den Mnumen zu befolgenden Regeln und Vorschriften hatte Comboni entworfen. Sie waren die Frucht seines Gebetes, seiner Studien und seiner reichen Erfahrung. Vor allem verlangte er von jedem Eintretenden den festen Willen, sich mit allen Kräften der Rettung und Befehrung der Negervölker zu weihen. Die Zöglinge sollten ernstlich trachten, sich jenen Geist anzueignen, den ein wahrer Missionär braucht: „den Geist des Opfers bis zum Selbentum, den Geist der Abhängigkeit bis zum Verzicht auf das eigene Urteil, den Geist der Demut bis zur Liebe des Undankes und Vergessenwerdens, den Geist der Reinheit bis zur vollkommenen Selbstbeherrschung, den Geist des Gebetes zu jenem, der allein das Gedeihen gibt.“ Es ist klar, daß Comboni den Seinen vor allem das Ideal eines heiligen Apostels zeichnen wollte. Er wußte aber wohl, daß die Verwirklichung des Ideals eine besondere göttliche Aus erwählung und ein außerordentliches Maß wirk-

jamer Gnaden voraussetzt, die nur sehr wenigen zuteil werden. Daneben flößte er den Kandidaten praktische Grundsätze ein, besonders solche, die geeignet waren, in Schwierigkeiten den Mut aufrechtzuerhalten und das Gottvertrauen zu bewahren. „Verzagen wir niemals“, sagte er ihnen; „je weniger wir von Seite der Menschen Dank und Anerkennung finden, desto größer wird Gottes Lohn sein, der von uns nicht den Erfolg, sondern nur die Arbeit verlangt. Wir kleiden uns einfach, wir müssen zuweilen auf einer Matte am Boden schlafen, die Nahrung ist manchmal schlecht, und doch sollen wir uns freuen; denn nur so können wir die Seelen retten. Die Rettung einer einzigen Seele aber wiegt alle Opfer auf.“ Er selber ging allen mit bestem Beispiele voran und entzog sich sogar den notwendigen Schlaf, um mit Gott im Gebete zu verkehren.

Sein Herzenswunsch war es, die geistliche Leitung der Missionskandidaten Mitgliedern der Gesellschaft Jesu anzuvertrauen. Infolge der Besetzung Roms durch die piemontesischen Truppen am 20. September 1870 mußte das römische Noviziathaus der Jesuiten aufgelöst werden. Die Vertriebenen besaßen sich zum Teil in Brixen und Tramin. Auf Ansuchen Combonis bestimmte der Jesuitengeneral den ehemaligen Novizenmeister der römischen Provinz, den Pater Mearini, zum Spiritual des Veroneser Missionsseminars. Ehe dieser das neue Amt antrat, besuchte er seine Mitbrüder in Südtirol. Als er Ende 1872 nach Tramin kam, fand er den dortigen Novizenmeister Pater Cossali schwer krank, weshalb er dessen Stellvertretung übernehmen mußte. Nach Cossalis baldigem Tode wurde P. Mearini sein Nachfolger. Wenn auch damals dem Wunsche des Unfern keine Erfüllung beschieden war, so hat sein Gedanke doch später — vier Jahre nach seinem Tode — eine um so fruchtbarere Bewirklichung gefunden; denn im Jahre 1885 übernahmen Väter der Gesellschaft Jesu nicht nur die geistliche, sondern die gesamte Leitung des Missionsseminars und schufen es im Auftrage des Heiligen Stuhles in eine lebenskräftige religiöse Genossenschaft um.

Nachdem es nun dem Diener Gottes gelungen war, das vom Kardinalpräfecten

Barnabo als Voraussetzung für die Übertragung eines eigenen Missionsgebietes immer wieder geforderte Missionsseminar dauernd zu begründen, durfte man mit Recht erwarten, daß der Heilige Stuhl der Veroneser Neuschöpfung restloses Vertrauen schenke, zumal bereits am 8. Dezember 1871 Bischof Canossa dem Missionsseminar die oberhirtliche Gutheißung erteilt hatte. Deshalb lenkte Comboni im Jänner 1872 abermals seine Schritte nach der Ewigen Stadt. Er trug bei sich das bischöfliche Gutheißungsdekret samt den Regeln und das Bittgesuch Canossas um die Zuweisung eines Missions Sprengels an das neue Seminar. Barnabo empfing den unverdroffenen Anwalt der schwarzen Rasse mit sichtlichem Wohlwollen; denn er selbst war es ja gewesen, der ihm den Rat gegeben hatte, das Mazzasche Institut zu verlassen, sich einen Protetktor zu suchen, ein Missionsseminar ins Leben zu rufen und die zentralafrikanische Mission wieder in Gang zu bringen. Am 27. Februar 1872 wurde mit der Drucklegung der Dokumente für die über die Angelegenheit beschließende Kardinalsitzung begonnen. Außer den erwähnten Akten enthielt die Vorlage noch die Berichte Canossas über das Missionsseminar, des Apostolischen Delegaten von Agypten über die Anstalten in Kairo, der Missionsvereine in Köln und Wien über die mit Comboni getroffenen Vereinbarungen, des Franziskanergenerals über die Verzichtleistung auf die zentralafrikanische Mission seitens des seraphischen Ordens und einen geschichtlichen Überblick über das Missionswerk im Sudan aus der Feder Combonis nebst einem Berichte des P. Carcereri aus El Obeid, der Hauptstadt Kordofans im westlichen Sudan, worin diese Stadt als günstiger Missionsmittelpunkt bezeichnet wurde. Am 21. Mai tagte die Vollversammlung der Propagandakardinäle. Sie beschloß, das Vikariat von Zentralafrika dem Missionsseminar in Verona zu übertragen und dessen Gründer zum Apostolischen Provinzialvikar zu ernennen. Zugleich wurden ihm 45.000 Lire zugewiesen und weitere Unterstützungen in Aussicht gestellt.

Obschon sich der Diener Gottes nach den fast endlosen Mühen, Opfern, Entbehrungen und Enttäuschungen über die Entscheidung des Heiligen Stuhles von Herzen

freute, so ließ er sich doch keineswegs von eitler Ehre einnehmen. Wie sooft schon, flehte er auch jetzt, Gott möge ihm ein großes Kreuz schicken. „Das Kreuz ist jene

Kraft“ schrieb er gerade damals, „die Afrika in ein Land des Segens und des Heiles umwandelt.“

(Fortsetzung folgt.)

Die wirtschaftliche Hebung der schwarzen Bevölkerung Südafrikas.

Von P. Adolf Stadtmüller.

Wollen die Glaubensboten das katholische Christentum unter den Eingeborenen bodenständig machen, so daß es wie ein Sauerteig die ganze Tiefe der Volksseele der Schwarzen durchdringt und erfasst, so obliegt ihnen nicht bloß die hohe Aufgabe, das Wort Gottes den Heiden zu verkünden und den Bekehrten eine feste kirchliche Organisation zu geben, sondern auch auf eine gründliche Besserung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse unter ihren Schutzbefohlenen hinzuwirken.

Das katholische Christentum ist freilich an keine bestimmte Kulturform oder Kulturstufe gebunden und paßt sich seiner Umwelt und Umgebung, soweit diese nicht mit dem göttlichen Gesetz in Widerspruch steht, infolge seines univesellen Charakters erfolgreich an; aber die wirtschaftliche, soziale und kulturelle Hebung auf niedriger Kultur stehender Heidenvölker ist doch eine unzertrennliche Begleiterscheinung der Einführung, Verbreitung und Vertiefung des katho-

lischen Glaubens. Unsere germanischen Vorfahren standen, soweit sie nicht in enge Berührung mit der hohen römischen Kultur gekommen waren, beim Erscheinen der ersten christlichen Glaubensboten in ihren Hainen und Urwäldern im großen und ganzen auf einer ähnlichen Kulturstufe wie heutzutage die große Masse der schwarzen Rasse Südafrikas. Wie diese im allgemeinen von Viehzucht, etwas Ackerbau und Jagd leben, so auch die alten Germanen, die von einer Überproduktion nicht viel wußten, sondern, wenn das Hungergefühl gestillt war, dem Biertopf alle Ehre antaten. Der Durchschnittsschwarze folgt in dieser Hinsicht dem Vorbild der alten Germanen. Auch er sieht nicht ein, warum er mehr produzieren soll, als er für seinen Bedarf unbedingt nötig hat; und ist die Maisernte gut ausgefallen, so wandert der überflüssige Mais (leider öfters auch der zum Leben nötige) in die Bierköpfe, die eine der größten Seligkeiten des Schwarzen auf dieser Welt sind.



Theatergruppe der Studenten des Missionsseminars Ellwangen, bei Gelegenheit der Aufführung des geschichtlichen Dramas „Garcia Morenos Tod“.



Nuba-Neger.

Auch in der Baukunst dürften die Eingeborenen noch nicht viel weiter vorangeschritten sein als die in den Urwäldern hausenden Germanen, die sicher auch in primitiven Hütten wohnten. Sobald jedoch das Christentum unter den heidnischen Germanen festen Fuß zu fassen begann, trat, wenn auch langsam, ein Umschwung in ihren wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen ein. Die christlich-römische Kultur erfaßte und durchdrang die germanische Volksseele immer tiefer und machte dieses urwüchsige Volk im Mittelalter zur ersten Nation der Welt. Können wir mit der Einführung und Fußfassung des katholischen Christentums in Südafrika dieselbe Umwandlung in den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen feststellen?

Die über 120.000 zählenden schwarzen Christen bilden zweifellos einen schönen erfreulichen Grundstock und sie sind im steten, raschen Wachsen begriffen. Haben nun die Missionäre auch in bezug auf die wirtschaftliche und soziale Hebung der schwarzen Rasse ermutigende Erfolge erzielt? Fassen wir die Schwierigkeiten vor allem der

wirtschaftlichen Hebung der Eingeborenen ein wenig ins Auge, prüfen und untersuchen wir sie in ihrer Größe und Allgemeinheit, so werden wohl alle erfahrenen Missionäre Südafrikas darin übereinstimmen, daß eine durchgreifende und allgemeine wirtschaftliche Hebung der Eingeborenen mit viel größeren Hindernissen und Schwierigkeiten verbunden ist als etwa die bloße Verkündigung des Wortes Gottes und die Gewinnung der Heiden für den Empfang der heiligen Taufe.

Die großen Hindernisse und Schwierigkeiten, die der Hebung der Wirtschaft im Wege stehen, sind etwa nicht nur in den Eingeborenen selbst zu suchen, in ihren geistigen und körperlichen Anlagen, in ihren religiösen Anschauungen und sozialen Einrichtungen, sondern auch in der Verfassung des Landes, die den gerechten Ansprüchen der Eingeborenen keineswegs Rechnung trägt, sondern sie vielfach der Willkür der weißen Farmer, vor allem der unterdrückungslüchtigen Buren, ohne genügenden Rechtsschutz ausliefert.

Fleiß und Arbeit sind bekanntlich ein saurer Apfel, in den selbst viele Weiße nicht hineinbeißten mögen; bei den Schwarzen gilt das so ziemlich allgemein. Trägheit, Bequemlichkeit sind Nationaleigenschaften der Eingeborenen.

Ohne einen gewissen Zwang, der über die Trägheit hinweghelfen muß, arbeitet der Schwarze nur selten. Er pflanzt und bebaut, erntet und drischt und sieht nach seinem Vieh, weil er eben von der Not dazu gezwungen ist und wohl weiß, daß er von der Luft allein nicht leben kann. Nach einer Überproduktion, die ihm Geld einbringt, sein Besitztum vergrößert und ihm die Möglichkeit verschafft, seine Lebensweise auf eine höhere Stufe emporzubringen, trachtet er in der Regel nicht. Warum soll er auch mehr anpflanzen und bebauen, als er unbedingt für seinen Lebensunterhalt benötigt? An die Zukunft, an die Folgen einer etwaigen Mizernte denkt er nicht. Noch viel weniger an seine Kinder. Warum soll er sich auch wegen ihrer Zukunft ab Sorgen und abhärmen? Sie haben ja auch Hände und Füße und werden schon finden, was sie zum Leben brauchen. Auch diejenigen, die in der Stadt Arbeit suchen, gehen in der Regel nicht in den Dienst, um sich größere Ersparnisse für eine spätere, magere Zeit zurückzulegen, sondern weil sie entweder Geld brauchen, um Ochsen zu kaufen, ohne die sie keine Frau bekommen, oder weil sie von der Not dazu getrieben sind. (Fortsetzung folgt.)

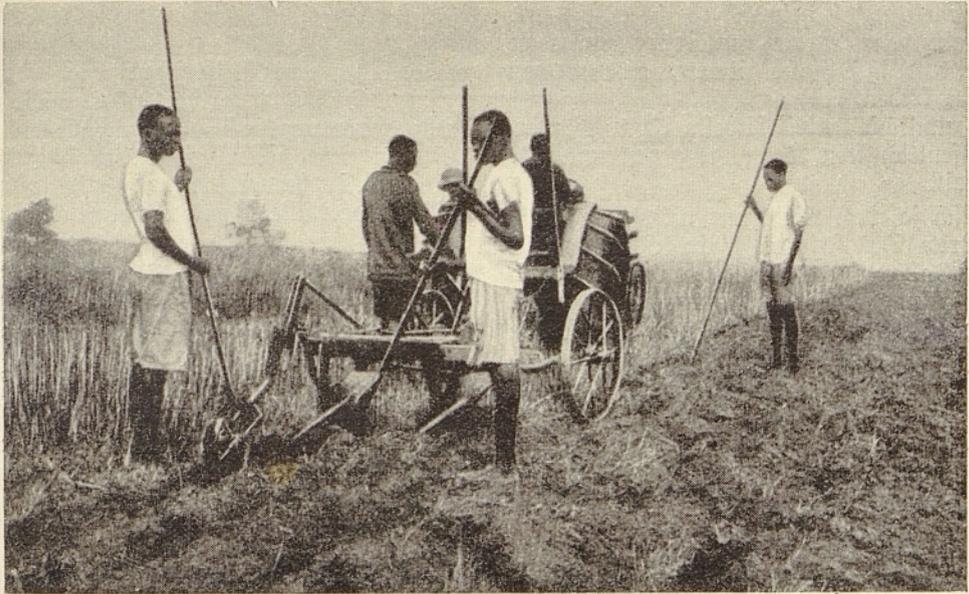
Der Sohn des Freimaurers.

Von Anna Kayser.*

(Fortsetzung.)

Kurze Inhaltsangabe. In den folgenden Abschnitten des spannenden Romans wird zunächst Dr. Hans Reinerts Werbung um Ruth Helstorff erzählt. Da je-

doch diese, in Erinnerung an Herbert, der den Priester- und Ordensstand erwählte und als Missionär nach Brasilien ging, standhaft ablehnte, um ihr ganzes Leben den



Der erste Motorpflug in der Mission.

Werken der christlichen Caritas zu widmen, ehelicht der ernste, lebensreiche Arzt Melitta Morlano, die ihm mit ganzer Seele zugehen ist. Die ersten der Verbindung entsprossenen Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, erhalten die Namen Ruth und Herbert.

Der Justizrat Dr. Werner hat sich von der Krankheit, die ihn bei Herberts Abreise in die Mission befallen hatte, allmählich wieder erholt. Das schwere Leiden hat seinen Haß gegen den priesterlichen Sohn ausgelöscht. In einem Briefe bittet er diesen um Verzeihung. Bei Campallas Tode bricht seine freimaurerische Weltanschauung vollends in sich zusammen. Er entragt dem verbotenen Bunde und findet im Glauben seiner Jugend wieder den langentbehrten inneren Frieden und ein stilles Glück. Zwischen seiner Familie und der wachsenden Familie Dr. Reinerts besteht die innigste Freundschaft. Nach vier Jahren kommt Vater Herbert besuchsweise aus Brasilien in die Heimat. Die Freude des Wiedersehens läßt alle trüben Ereignisse der Vergangenheit vergessen . . .

* * *
Vier Jahre sind über Land und See und Menschen dahingegangen.

Es ist ein sonniger Maitag. Die Natur ist wie eine Braut in der Fülle ihres Hochzeitsglückes.

Werner hat die Juristerei längst aufgegeben. Die Welthändler sind ihm verleidet. Sein Herzleiden zwingt ihm äußerste Ruhe auf.

Am Morgen hat er einen schlimmen Anfall überstanden. Nun ruht er, noch sehr matt, auf der Veranda. Frau Werner strickt Strümpfchen fürs Kinderheim und Ruth erzählt einem kleinen braunen Lockenköpfchen leise von „Schneewittchen“ und „Rotkäppchen“.

„Nun noch von den kleinen Heidenmädchen, die Onkel Herbert so liebhat! Bitte, Tante Ruth!“ bettelt Klein-Ruth.

Da kommt Besuch über'n Gartenweg. Jubelnd stürmt die Kleine fort. „Papa, Mama, wenn Onkel Herbert kommt, gehe ich mit zu den kleinen Heidenkindern!“ ruft sie atemlos.

Dr. Reinert hebt sein Töchterchen auf den Arm und küßt das kleine Plappermäulchen.

Nach herzlicher Begrüßung saßen die beiden Familien gemütlich beim Kaffee. Fint und Amfel lieferten das Freikonzert.

Ruth hatte es gleich bemerkt, daß die Augen der Freunde ein Geheimnis hielten.

Als Melitta sich heimlich zu ihr neigte und ihr ein paar Worte zuflüsterte, wurde sie blaß, und ihre Hand zitterte, als sie den Kaffee kredenzte.

„Heimlichkeiten?“ lächelte Frau Werner. „Hoffentlich kein Komplott gegen uns alte Leute!“

„Ach ja, daß wir's nur nicht vergessen“, bemerkte Dr. Reinert, „wir trafen vorhin einen alten Freund. Er läßt Gruß und Empfehlung ausrichten. Er möchte Ihnen, da er Sie von früher her kennt und Grüße abzugeben hätte, gegen sechs Uhr seine Aufwartung machen.“

„Ist's ein Prinz oder ein Pascha, daß er so umständlich tut?“

„Nichts Vergleichens. Aber jeder hat nun mal seine Besonderheiten.“

„Ist's Pater Helmut?“

„Sie haben eine feine Nase. Pater Helmut weiß allerdings seit gestern drunten bei seinen Brüdern.“

„Da ist er selbstverständlich herzlich willkommen. — Vielleicht hat er Nachrichten aus Brasilien“, setzte Werner leise hinzu.

Reinert zuckte die Achseln. „Möglich!“ Und sah den Justizrat merkwürdig an.

Dann gingen Reinerts heim. Ruth begleitete sie bis zum Gartentor. Die Fragen, die ihr auf den Lippen brannten, drängten nach Antwort.

Eine tiefe Freude glühte in ihren Augen, als sie zurückkam. Sie eilte durch die Nebentür und gab in der Küche hastig Anweisungen. Dann lief sie in den Garten und riß Flieder und Jasmin in Büscheln von den Sträuchern, so daß die Drosseln und Amseln erschreckt davontoben. Diese und Salon schmückte sie mit der duftenden Pracht. Den trauten Raum, von dem einst des Hauses Sohn — auch an einem blütenschweren Tage — Abschied nahm, wandelte sie in einen Blumenhain. Damals hatten ihm keine Blumen geblüht, nur Dornen waren sein Teil an Vätererbe. Die Dornen aber hatten Blüten getrieben.

Als Ruth wieder zu den Eltern ging, lag ein verhaltenes Glück in ihrem Auge, daß Frau Mathilde sie überrascht ansah.

„Du strahlst ja, als wäre das Christkind bei dir gewesen.“

„Ist es auch. Wartet nur, was es euch bringt.“

Sie saßen eine Weile schweigend.

Da knirschte der Gartenkies. Werner blickte erwartungsvoll auf den Laubengang, aus dem eine hohe Gestalt im schwarzen Priesterkleide hervortrat und mit großem Blick die drei Menschen auf der Altane umfaßte.

Werner sah ihm entgegen, — legte die Hand über die Augen — richtete sich halb auf — und konnte es nicht fassen, was er sah.

„Aber . . . das ist doch nicht Pater Helmut!“ murmelte er schwindelnd.

Ein leiser Schrei. Das Mutterauge hatte schärfer gesehen. Da erkannte auch Werner — sein Mund aber brachte keinen Laut heraus. Er versuchte aufzuspringen, sank aber hilflos wieder zurück.

Da war der Ankommende mit ein paar Schritten die Treppe hinauf und hielt den halb Ohnmächtigen in den Armen.

„Vater!“

„Her—bert!“

Wie einer, der am Verdursten ist, so trank Werner den Anblick des Sohnes in sich. Bis Schleier sich ihm vor die Augen legten.

Minuten vergingen in atemloser, unaussprechlicher Seligkeit.

Da drängte er Herbert sacht ein wenig von sich, ihn zu sehen und sich zu vergewissern, daß er es wirklich und wahrhaftig sei, sein Sohn.

Sie sahen sich an und wußten doch kein Wort zu sagen.

Nun wandte sich Herbert der Mutter zu. In überwältigendem Mutterglück schloß sie ihn in die Arme.

„Mutter, liebe Mutter!“

„Herbert! Endlich!“

Frau Werner war zumute, als wäre die Seligkeit der Ewigkeit in ihr Leben gekommen, erblüht und geboren aus dem Opfer und dem Leid der Zeit. Die Überlast des Glückes machte sie stumm. Sie meinte nur still. Auch Herbert sprach kein Wort, sah die Mutter nur lange glücklich und lächelnd an.

Ruth war, als sie Herberts Schritt vernommen, unbemerkt ins Haus gegangen. Das erste Wiedersehen mußten die Eltern für sich haben. —

Herbert setzte sich ans Ruhebett des Vaters und behielt der Mutter Hand in der seinen.

„Noch alles ganz wie einst.“

Er hatte Mühe, seiner Ergriffenheit Herr zu werden. Die Erinnerungen stürzten übermächtig auf ihn ein. Er sah, wie es in des Vaters Gesicht zuckte. Krampfhaft drückte Werner des Heimgekehrten Hand.

„Herbert . . . hast du vergessen, — was war?“

„Vater, ich beschwöre dich, sprich nicht mehr davon. Das ist ja alles längst vorüber und vergessen. Jetzt wollen wir uns freuen, daß wir wieder beisammen sind.“

„Wenn wir nur beisammen **l i e b e n!**“ seufzte die Mutter, die schon an den Abschied dachte.

„Laßt uns einmal dem glücklichen ‚Heute‘ leben. Im übrigen, Mutter, neue Opfer, neue Kraft! Wo ist Ruth?“

Die kam gerade aus dem Hause zurück. Herbert ging ihr entgegen und drückte ihr die Hände.

„Ruth, Schwesterchen!“

„Willkommen daheim, Herbert! Welch unerhofftes Glück!“

Tief schauten sie sich in die Seelen in dieser weihvollen Stunde. Sie fühlten, diese Klänge zusammen in wundervoller Harmonie, weil sie beide dem erkannten Ideale treu geblieben waren und nun ein herrliches Erbteil in Händen hielten — den Frieden. Nicht zwar, wie er auf Tabor verklärend geschenkt, sondern wie er auf Ölbergs Höhen errungen wird.

Sie waren schweigsam, die vier Menschen, in der ersten Viertelstunde des Wiedervereinseins. Wie der tiefste Schmerz, so hat auch die höchste Freude der Worte wenige.

Wald aber löste sich der Wahn, und es gab ein Fragen und Erzählen über beiderseitiges Erleben und Erleiden.

Nach kurzem ging Frau Mathilde mit Ruth ins Haus, um, wie Ruth lächelnd sagte, das „Mastkalb“ herzurichten.

Da griff Werner, der aufgerichtet auf dem Ruhelager saß, wieder nach des Sohnes Hand. „Herbert!“

„Vater! Hast du Schmerzen?“

„Ja, Schmerzen, aber andere, als du meinst. Wie habe ich dich gequält, dich und mich! Ich begreife es kaum noch . . .“

„Noch einmal, Vater, denk doch nicht mehr an das Vergangene. Ich habe dich von deinem Standpunkte aus immer verstehen können. Mein Beruf wurde dadurch erprobt und fest. Auch ich mußte dir ja wehtun. Der liebe Gott hat nun alles so gut gelenkt.“



Gnu im Sprung. Das Gnu, eine südafrikanische Antilope, erreicht eine Länge von 2·20 und eine Höhe von 1·60 m. Es zeichnet sich aus durch eine außerordentliche Schnelligkeit und Behendigkeit. Sein Fleisch und Fell sind sehr geschätzt.

„Ich wollte dich ihm nicht lassen, weil ich ihn leugnete . . . und doch fühlte, daß er lebte und stärker war als ich und unser fluchwürdiger Bund. Da begann ich gegen ihn zu kämpfen. Er aber nahm mir das Liebste auf der Welt. Da wurde ich hart und verschloß ihm und dir Herz und Haus. Nachgeben aber wollte ich nicht, lieber an meinem Stolz zugrunde gehen. Dazu band die Loge mir mit eisernen Fesseln die Hände, zwang mich, mein eigenes Kind zu verleugnen. Aber, was ich heimlich gelitten, Herbert, wie ich mich krankgesehnt habe nach dir, kein Mensch hat es geahnt. Wie ein wundes Tier trug ich meinen ungeheuren Schmerz — der um so größer war, weil kein Gott ihn tröstete — in die wilde Einsamkeit der Berge. Von den Felsenklüften hörte ich

mein eigenes Stöhnen widerhallen . . . und konnte doch nicht nachgeben. — Bis die Sehnsucht mich zwang und ich mich, meines Tuns kaum bewußt, am Hasen widersand. Einmal nur, ein einziges Mal wollte ich dich sehen. Ich sah dich erbleichen und wanken — ich wollte hinstürmen und dich zurückhalten, war aber wie gebannt und gelähmt. Und dann warst du fort.“

Er schwieg und rang nach Atem. Herbert war erschüttert von des Vaters ergreifendem Selbstbekenntnis. Er mußte immer dieses verfallene Antlitz betrachten, darin der Schmerz vor der Zeit seine Runen gegraben. Was war an diesem halbgebrochenen Manne noch von der früheren trotzigen Kraft?

„Herbert, weißt du es noch, als ich meine Arme umsonst nach dir ausstreckte? — Der Herrgott ist Sieger geblieben, und das ist gut.“

„Armer Vater! Daß du so littest, ahnte ich nicht. Aber nun laß uns alles begraben und uns der glückseligen Gegenwart freuen.“

Gegen Abend kam auch Pater Helmuth, der mit Pater Werner auf Verabredung im Kloster zusammengetroffen war. Auch Doktor Reinert und Melitta kamen wieder herüber. Der Justizrat war wie verjüngt. Alle Spuren des letzten Herzanfalls waren wie weggewischt. Scherzend drohte er Reinert mit dem Finger.

„Schwindler Sie! Zum zweiten Male wird Ihnen das nicht geraten. Man merkt, daß man alt wird.“

„Und gemüthlich“, gab Reinert gut gelaunt zurück. „Wissen Sie, auch die köstliche Medizin, die Freude heißt, soll man nur vorsichtig verabreichen, es könnte sonst sein, daß die Wirkung in ein schlimmes Gegenteil umschläge.“

Glückliche, weihewolle Stunden, wie sie die Erde nur menige hat, erlebten die Wiedervereinten zusammen. Der Mittelpunkt des Interesses war natürlich Pater Werner. Er mußte immer wieder von seinen Erlebnissen in der Mission erzählen.

Pater Helmuth, der nach seinem Romaufenthalt als Volksmissionär überaus segensreich wirkte, gab aus dem bunten Schatz seiner Erfahrungen die Würze dazu.

Am andern Tage zelebrierte Pater Werner unter Assistenz von Pater Helmuth und Pater Gerhard sein erstes Messopfer in der Heimat. Ein „Laudamus te“ ging durch seine Seele, als er zum ersten Male seinem Vater das Brot des Lebens brach.

Herbert kannte Melitta noch nicht näher. Als sie zu ihrem Onkel gekommen war, war er bereits in München. Und in den Ferien hatte er die blaue Villa möglichst gemieden, weil er wußte, wo er des Vaters bösen Genius zu suchen hatte. Darum hatte auch die junge Melitta stets eine heimliche Scheu vor dem ernstesten Studenten gehabt und war während der Ferien selten zu Werners gekommen. Herbert stellte nun bald fest, daß Melitta mit dem finsternen Onkel nichts gemein habe und daß in dieser schönen Hülle eine schöne Seele wohne. —

„Bist du glücklich?“ forschte Herbert in einer vertrauten Stunde in Reinerts Gesicht.

„Ja!“ gab er fest zurück. „Es ist wohl nicht das große, stürmende Glück, das ich einst erhoffte. Du weißt . . .! Aber man lebt nicht lange unbewegt unter einem Sonnenstrahl. Man wird warm und segnet dankbar den guten Engel, der ihn spendet. Und — uns leuchtet ja immerfort ein stiller Stern zur Seite, den wir beide lieben, Melitta und ich.“

Herbert wußte, wen er meinte, insonderheit der „Stern“ eben mit seinem freundlichen Leuchten hereinschaute:

„Wenn's euch recht ist, fahren wir jetzt zur blauen Villa. Melitta erwartet uns. Herbert muß doch seinen kleinen Patenjungen einmal in Augenschein nehmen.“

Es war ihnen recht. Eine Viertelstunde später fuhren sie am See entlang dem Reinert'schen Idyll zu. Auch der Justizrat, der sich ganz erholt hatte, fuhr mit. Die Freude hatte Wunder bei ihm gewirkt. Er war der Muntersten einer.

(Fortsetzung folgt.)